



Predigt im Gottesdienst  
anlässlich des 20. Jubiläums  
des „Ambulanten Palliativ- und HospizDienstes Hannover“  
10. Februar 2013  
Marktkirche Hannover

*Es gilt das gesprochene Wort*

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserm Herrn Jesus Christus, Amen.

Liebe Gemeinde,  
es war im Konfirmandenunterricht. Wir Konfirmanden sollten vorgestellt werden. Nicht am Anfang der Zeit, sondern quasi als Prüfung der Konfirmanden im Gottesdienst. Mein Pastor hielt nichts von solchen Prüfungen und arbeitete mit uns an einem Theaterstück, das wir im Gottesdienst aufführten. Es war ein Stück über die Werke der Barmherzigkeit. Immer wieder tauchten im Stück Personen auf, die lauthals ihr Leid klagten. Kranke, Gefangene, Arme, Heimatlose. Ich hatte die Rolle des Pastors. 14jährig hörte ich mir die Klagen an. Und eine der Antworten, vielleicht sogar die entscheidende Antwort, die ich gab, war ein Zitat aus Matthäus 25. Die Werke der Barmherzigkeit. Seit dieser Aufführung sind diese Sätze Jesu für mich besonders wichtig. Sie sind ein Schlüssel zum Verständnis des christlichen Glaubens. Eine Aufforderung für's Leben. Ich stünde nicht hier, nicht als Pastor oder Bischof, wenn mich diese Verse aus dem Matthäusevangelium damals nicht direkt berührt hätten.

Hungrige speisen, Durstigen zu trinken geben, Fremdlinge beherbergen, Nackte bekleiden, Gefangene nicht allein lassen und schließlich: Kranke besuchen und begleiten. „Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht.“ Mt. 25,36 – der Vers, der Sie in Ihrer Arbeit beim Ambulanten Palliativ- und Hospizdienstes Hannover seit 20 Jahren trägt und leitet.

Was uns heute zum Handeln motiviert, hat eine lange Geschichte. Waren es in der Bibel zunächst sechs Werke der Barmherzigkeit, die Jesus als Maßstab von Nächstenliebe und Nachfolge nennt, kam in der frühen Christenheit schon bald ein siebtes Werk der Barmherzigkeit dazu: Tote begraben. Diese sieben Werke sind der Kanon einer diakonischen Kirche. Im Mittelalter entstand



daraus eine eigene Literaturgattung, welche die „Ars Moriendi“, die Kunst des heilsamen Sterbens, betonte. Der Tod konnte damals, als man viele Pestjahre zählte, nicht an den Rand der Gesellschaft gerückt werden. Gestorben wurde öffentlich. Unaufhaltsam und unmittelbar. Es gab kaum Möglichkeiten, Sterbende zu begleiten. So bemühten die Priester sich, schon die Gesunden für ihre letzte Stunde vorzubereiten, sie predigten über die sogenannten „letzten Dinge“ und gaben Anleitungen zu einem heilsamen Sterben. Von Martin Luther haben wir in diesem Zusammenhang seinen „Sermon von der Bereitung zum Sterben“ (1519). In den Schriften über die „Kunst des heilsamen Sterbens“ tauchte der „Amicus“ auf. Der „Freund“ also erhielt eine besondere Rolle. Damals wurde dieser Amicus schon zu gesunden Lebzeiten ausgewählt. Es musste kein Priester sein. So entwickelte sich eine Sterbekultur, in der Menschen, Laien, die Verantwortung füreinander übernahmen. So war es am Ausgang des Mittelalters.

Heute entdecken wir die Kunst eines heilsamen Sterbens neu. Es ist ein mühsames Entdecken. Wir tun uns schwer mit den Krankheiten, die zum Tode führen. „Denn“, so schreibt Fulbert Steffensky, „der Tod ist eine große Unverschämtheit und ein erbarmungsloser Zerstörer. Er zerstört den Leib. Er schneidet die Fäden durch, die Menschen miteinander verbunden haben.“ Der Tod fügt dem Leben eine Niederlage zu, die größer nicht sein könnte. Ein Mensch, der schwer erkrankt ans Bett gewiesen ist, befindet sich bereits auf dem Weg in eine solche Niederlage. Vom aufrechten, selbständigen Gang in die Waagerechte gezwungen, steht er nicht mehr auf Augenhöhe mit seinen Mitmenschen. Er wird Gesprächsthema, statt selbst das Gespräch bestimmen zu können. Die Perspektive verschiebt sich. Jeder weiß um die Endlichkeit seines Lebens. Mit großer Selbstverständlichkeit wird heute von „Palliativmedizin“, „Patientenverfügung“ und „Hospiz“ gesprochen. Doch für viele bleiben es Begriffe, die so lange fern bleiben, bis es die Familie oder das eigene Umfeld direkt betrifft. Diese Begriffe beschreiben eine Zeit, der man möglichst lange weit entfernt bleiben möchte. Von einer Kultur des heilvollen Sterbens, das mit dem Lebensanfang beginnt, sind wir noch weit entfernt.

Rilke schreibt: „Der Tod, erlebt, und doch, in seiner Wirklichkeit, uns nicht erlebbar, uns immerfort überwissend und doch von uns recht zugegeben, den Sinn des Lebens kränkend und überholend von Anfang an...“ (S.339, Brief an Lotte Hepner, 8.11.1915)



Viele von Ihnen übernehmen Hospiz- und Palliativdienste. Sie tun einen lebenswichtigen Dienst. Dieser Dienst ist unverzichtbar und ein Werk der Barmherzigkeit. Ich bin dankbar, dass wir heute Ihr 20-jähriges Jubiläum feiern können. Mit einigen anderen Gruppen gehören Sie so zu den ältesten Hospizgruppen in unserer Landeskirche. Ohne das intensive Engagement der Kirchen hätten wir heute nicht das breite Angebot dieser begleitenden Hilfen für sterbende Menschen.

Sie sind „Übersetzer“ des Lebens bis in seine letzten Züge. Sie sprechen direkt zu den Kranken und Sterbenden. Sie geben ihnen „Hospiz“. Es sind „Herbergen der Nähe“ für Menschen, die sich aus dem Leben entfernen. Wahrnehmen, zuhören, verstehen, das sind die grundlegenden Bewegungen Ihrer Arbeit. In dem Menschen, der seine Position im Leben verloren hat, einen Menschen zu sehen, der von Gott geliebt und gewürdigt ist, das ist die Grundlage dieser Freundschaft auf Zeit. Der Sterbensranke bleibt das Ebenbild Gottes. Ihm diese Dignität, diese Würde zu vermitteln, ist der tiefste Ausdruck der Nächstenliebe. „Ich war krank und ihr habt mich besucht“ – eine Grundbewegung in der Nachfolge Jesu Christi. Sie bringt uns in Berührung mit dem, was Jesus in aller Tiefe erlebt und erlitten hat.

Geborgen in individuellen und doch geprägten Formen gestalten Sie ein Miteinander auf Zeit, in dem Sie geben und empfangen. Freunde des Lebens, Freunde im Sterben. Sie und diejenigen, die uns schon ein Stück voraus sind. Näher an dem neuen Leben in Gottes Herrlichkeit.

Aus dieser Haltung heraus sprechen Sie für den Kranken. „Der Sterbende und seine Bedürfnisse stehen im Mittelpunkt“ – diesen Grundsatz der Hospizarbeit kann man nicht oft genug wiederholen. Nicht er hat sich nach Strukturen der Institutionen zu richten, sondern sie richten sich nach ihm. Die Würde des Kranken bestimmt das Geschehen. Das ist die immer noch nötige Forderung, für die wir uns weiter gemeinsam stark machen müssen.

Oft braucht das Übersetzungsarbeit von dem nahen Freund des Kranken, der mehr weiß als alle und Fürsprache hält und vermittelt. Übersetzungsarbeit auch in die Familien, die mit dem Endgültigen konfrontiert, ein Sprachrohr brauchen und zugleich ein hörwilliges Ohr. Auch hier gilt: wahrnehmen, mitgehen, zuhören, verstehen, bleiben.

Und dann sind da die noch Gesunden, die sich so schwer tun mit dem Tod in der Mitte der Gesellschaft. Auch für sie leisten Sie Übersetzung. Sie holen das Sterben und den Tod als Tabu



aus seiner Ecke. Bringen dieses Thema nicht als Thema in unsere Welt zurück, sondern als persönliche Erzählung. Der Tod ist nichts abstraktes sondern ein Teil der ganz persönlichen Lebensgeschichte. Sie pflegen die Kultur eines heilvollen Sterbens. Darin leben sie vor, wie es gehen kann, dass eine Gesellschaft mit dem Tod sich versöhne. Wie eine Gesellschaft das Sterben begleitet und achtet, das erzählt, was dieser Gesellschaft das Leben bedeutet. Nicht immer wird Ihr Dienst leicht verstanden. In Gesprächen mit Ihren Kolleginnen und Kollegen im Hospizdienst begegnet mir immer wieder die Erfahrung, dass es selbst für das enge Umfeld manchmal fremd ist, warum ein gesunder Mensch sich bewusst der Begleitung der letzten Lebensmonate widmet.

Es sind hohe Anforderungen an Sie. Übersetzungsarbeit fordert viel von dem Freund, der Freundin des Lebens, zu dem auch das Sterben gehört. Das kann nur jemand, der begegnungs- und sprachfähig ist und eine Quelle hat, aus der er oder sie schöpft. Luther schreibt in seinem Sermon: "Wenn so jedermann Abschied auf Erden gegeben ist, dann soll man sich allein zu Gott richten... Und hier beginnt die enge Pforte, der schmale Steig zum Leben. Darauf muss sich ein jeder getrost gefasst machen. Denn er ist wohl sehr eng, er ist aber nicht lang. Und es geht hier zu, wie wenn ein Kind aus der kleinen Wohnung in seiner Mutter Leib mit Gefahr und Ängsten geboren wird in diesen weiten Himmel und Erde, das ist unsere Welt: ebenso ergeht der Mensch durch die enge Pforte des Todes aus diesem Leben. ... Darum heißt der lieben Heiligen Sterben eine neue Geburt, und ihre Fete nennt man lateinisch Natale, Tag ihrer Geburt." Viele von Ihnen erzählen, wie bereichernd dieser Freundschaftsdienst an Sterbenden ist und wie viel Sie mitnehmen aus der Zeit der Begleitung. Sie helfen Menschen diesen Übergang zu leben, so dass „der Heiligen Sterben“ eine neue Geburt werden kann.

Doch Ihr Dienst erschöpft auch. Und so bitte ich Sie: nehmen Sie sich ein Beispiel an dem, der uns die Werke der Barmherzigkeit aufgetragen hat. Jesus war nah bei den Menschen, hat sie in einzigartiger Weise wahrgenommen, berührt und begleitet. Aber er ist auch immer wieder gegangen, um für sich zu sein. Hat das Alleinsein gesucht und die Nähe zu seinem himmlischen Vater. Zum Tun der Barmherzigkeit gehört auch die Barmherzigkeit mit sich selbst. Loslassen, aufstehen und weitergehen sind Grundbewegungen seines Lebens gewesen, nehmen wir uns daran ein gutes Beispiel. Gott segne Sie und Ihren Dienst!

Amen